



Leseprobe aus Herma, Bezugsräume des Selbst, ISBN 978-3-7799-3974-0

© 2019 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-3974-0)

isbn=978-3-7799-3974-0

1 Moderne als Zeitdiagnose

Der Terminus *Moderne* und sein Adjektiv *modern* sind im Sprachgebrauch allgegenwärtig. Umgangssprachlich wird das Wort *modern* meist im Sinne von aktuell, jetzt oder neu verwendet. *Moderne* bedeutet etwas Anderes. In der akademischen Debatte wird das Etikett zur Markierung eines zeitgeschichtlichen Bruchs herangezogen: Als Abgrenzung zu älteren Epochen, die in wesentlichen Merkmalen andere Bestimmungspunkte gesellschaftlicher Entwicklung aufweisen. Gängig wird der Übergang zur *Moderne* – in Abgrenzung zur frühen Neuzeit – umrissen mit Zeitströmungen wie Aufklärung oder Humanismus, mit dem Ausklingen des Feudalismus oder mit dem Säkularisierungsprozess, mit industrieller Revolution, mit schubhafter Rationalisierung der ökonomischen Sphäre, aber auch mit methodischer, systematisierter Lebensführung und anderem mehr. Die modernisierungstheoretischen Schlagwörter lauten entsprechend: Erosion traditioneller Identitäten, Fragmentierung der Lebenswelt, Zerfaserung und Entkopplung kohärenter Gewissheiten in der Welt.

Mit der *Moderne* werden spezifische gesellschaftliche und kulturelle Konstellationen gekennzeichnet, die sich davor nicht dominant, das heißt vor allem: nicht breitenwirksam etabliert haben. Mit der *Moderne* verändern sich auch Bezugspunkte für Selbstverhältnisse und Sinnsuchen der Einzelnen in der Gesellschaft. Die Suche nach Form und Inhalt also, die dem Leben Gestalt und Richtung geben soll. Seit etwa dem 18. Jahrhundert schälen sich davon geleitete Orientierungen verstärkt aus dem Einfluss von Ordnungskategorien wie Stand, hierarchische Stellung, familiäre und lokale Herkunft sowie aus dem Handeln aus Tradition heraus und erlangen neue Rahmungen. Die Rede ist von Freisetzung und Individualisierung; der Mensch der *Moderne*, so der geläufige Topos, habe nun Ordnung und Sinn in seinem Leben vorwiegend aus sich selbst zu schöpfen.

Freisetzung führt allerdings einen irreführenden Beiklang. Sinnvoller ist es, ergänzend von Umsetzung zu sprechen. Der Mensch der *Moderne* ist nicht frei im Sinne durchgesetzter Vollautonomie, er ist nicht sozial atomisiert und ohnehin kein Solitär. Er ist auch nicht von bestehenden Zwängen befreit: Zwar verschleifen sich Instanzen äußeren Zwangs in liberalen, demokratischen Gesellschaften, der Mensch der *Moderne* kennt jedoch ebenso Zwänge im Inneren. Dinge die ihn umtreiben, ihn nicht zur Ruhe kommen lassen und veranlassen, bestimmten Maximen des gelingenden Lebens zu folgen, Unglück zurückzuschlagen oder wenigstens Schädliches zu vermeiden. Statt den inneren Zwängen ist heute ein anderes Vokabular in Gebrauch: Die Rede ist von Moti-

ven, Zielen, Projekten und Herausforderungen. Den Einzelnen bleibt jedoch die Aufgabe erhalten, ihr Leben auszurichten und durch Ungewisses zu lenken.

Die westlich geprägte Moderne ist vor allem dadurch gekennzeichnet, dass die Maßstäbe dafür von äußeren Vorgaben in ein bisweilen undurchsichtiges Inneres gewandert sind. Ziel dieser Studie ist es zum einen, dies in seinen Konsequenzen für die Selbstbeobachtung und Selbstthematisierung des ‚modernen Selbst‘ herauszuarbeiten. Die empirischen Beobachtungen sind in der jüngeren Gegenwart angesiedelt. Zur Kennzeichnung dient der Ausdruck Gegenwartsmoderne: Gewiss ist damit nicht der zeitsoziologisch schwierig bestimmbare *Moment* als gerade eben verlaufender Jetzt-Punkt gemeint. Es ist vielmehr die mit der verbreiteten Chiffre *heute* sprachlich assoziierte historische Zeit, die immer schon einen Zusammenhang zentraler Entwicklungsmerkmale der Gesellschaft und der darin vorfindbaren Selbstverhältnisse ihrer Mitglieder beansprucht.¹

Zum anderen gehe ich der Frage der Funktion solcher Formen der Selbstthematisierung nach, in denen die Vorstellung eines inneren Kerns des Selbst weniger maßgeblich für die Verortung des eigenen Ichs zu sein scheint als früher. Neue gesellschaftliche Imperative, denen gefolgt wird, scheinen ihren Platz eingenommen zu haben. Für den Zugang fächere ich eine Reihe von Bereichen auf, die den Einzelnen Herausforderungen auferlegen, Bedingungen setzen, Chancen eröffnen und die zugleich als Felder der Konstitution des Selbst fungieren. Ich nenne diese Felder *Bezugsräume des Selbst*.

Die Arbeit versteht sich daher als eine Soziologie moderner Selbstthematisierung, die sich mit den sozialen und kulturellen Rahmenbedingungen von Selbstverhältnissen in der Gegenwart befasst und hierzu den Ansatz einer interpretativ vorgehenden empirischen Mikrosoziologie wählt.

Dabei vermögen es die Dimensionen *Praxis*, *Funktion* und *Ästhetik*, jeweils andere Akzente zu beleuchten. Gleichzeitig verweisen sie jedoch aufeinander, stehen in Korrespondenz und durchziehen die Studie als Beobachtungseinstellung. Gewiss sind alle der in der Studie betrachteten Formen der Selbstthematisierung Ausdruck gesellschaftlicher Praxis; aber sie sind auch Akte kommunikativer Praxis, die nicht lediglich Informationsbehälter hervorbringen, aus

1 Im akademischen Sprachgebrauch trifft man auf eine ganze Reihe zeitdiagnostischer Floskeln wie ‚die jüngere Gegenwart‘, ‚Zeitenwende im Hier‘, ‚das Jetzt der ausgehenden Spätmoderne‘, ‚soziokulturelle Wende seit den 60er Jahren‘ und andere. Soziologische Etikettierungen zur Kennzeichnung heutiger Selbstverhältnisse setzen jedoch auffallend häufig an den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts und speziell an der Generation der 68er zur Markierung einer Zeitenwende an. Etwa bei Bude (1995) in der Formulierung einer „Subjektwende der Person“ oder bei Ansätzen von Turner (1976), der damit einen globalen westlichen Umbruch vom „institutionellen Selbst“ zum „impulsiven Selbst“ verbindet. Konzeptuell setzt auch der von Ulrich Beck aufgegriffene Begriff der ‚zweiten‘ bzw. ‚reflexiven‘ Moderne (vgl. Abschnitt 2.3) an der Zeit ab den 60er Jahren an.

denen Empfänger_innen dann schöpfen. Vielmehr werden erst über ein anwesendes oder auch ein virulentes Publikum, an das diese Akte gerichtet sind, Bestimmungspunkte der Zurechenbarkeit und der sozialen Validität eines Selbstentwurfs erlangt. Selbstentwürfe werden dadurch zu etwas, auf das sich andere mit evaluierenden Kommentaren, mit Geschmacksurteilen, mit Bestätigung oder Ablehnung beziehen können. Dieser klassische Akzent des Ästhetischen lässt sich aber ergänzen mit Blick auf soziale und kulturelle Bühnen, über die gerade ästhetische Praxis (Elberfeld/Krankenhagen 2017) daran beteiligt ist, Resonanzräume für die Konstitution von Selbstverhältnissen bereitzustellen.

Und dies zeigt sich nicht erst auf gängigen Gebieten, wie etwa der Pop- bzw. populären Kultur oder der Kunst. Es zeigt sich bereits in der Wahl und der Ausgestaltung von Formbedingungen der Selbstthematisierung – beispielsweise bei der Errichtung einer Subjektposition beim biografischen Sprechen in einem Blog. Ästhetische Praxis gewinnt hier die Form alltäglicher Selbstbeschreibung, die gerade nicht auf künstlerische Virtuosität bezogen ist. Vielmehr ist damit die Frage nach der Verfügung von Beschreibungsformen des Selbst überhaupt adressiert, die in je spezifischen sozialen Kontexten funktional sind. Die Forschung kann hierzu gewinnbringende Erkundungen nach der kulturellen Vermitteltheit dieser Formen anknüpfen. Daher ist nicht allein der Blick auf die sozialen Funktionen der Selbstthematisierung von Bedeutung, sondern gerade die Frage, ‚wo‘ Selbstthematisierung in der modernen Gesellschaft ihren Platz, ihre Gelegenheit oder ihren Aufruf erfährt. Aus diesem Grund verpflichtet sich die Studie besonders der Frage nach den sozialen Bezugsräumen des Selbst als Beitrag dazu, bestimmte Rahmenbedingungen der gesellschaftlichen Produktion von Subjektivität verstehbar zu machen.

1.1 Selbstthematisierung in der Moderne

Folgt man der Moderne als Denkfigur, hat sich die Selbst-Bezugnahme, also die reflexive Beschäftigung mit dem eigenen Ich, darin in einer Weise hervorgebracht, die in ihrer Gestalt neu ist.² Neu ist nicht Selbstbezugnahme, sondern

2 Meine Verwendung des Begriffs Moderne wird in den Kapiteln 1. und 2. um jeweils neue Akzente ergänzt und erörtert. Im Wesentlichen lege ich dabei folgende sozialhistorische Anhaltspunkte zugrunde, die für die Arbeit von Bedeutung sind: Ein sich ab ca. dem 18. Jahrhundert auch in breiten Schichten ausbreitender Individualismus, der von der Zunahme methodischer Lebensführung begleitet ist; ein sich etablierender Romantizismus und eine Innenlenkung des Selbstbezugs mit der Folge einer spezifischen (Selbst-)Reflexivität hinsichtlich der Beobachtung des eigenen Lebens. Weitere und in der Debatte um die Moderne teils kanonisierte Aspekte moderner Lebensführung zählen dazu, klassisch etwa der Prozess der Rationalisierung und Systematisierung der Lebensführung bei Max Weber in seiner Protestantismus-Studie, der Prozess der Selbstbeherrschung und

ihre Verbreitung, Institutionalisierung und Kultivierung in einer bestimmten Qualität. Für die Einzelnen der Zeit vor der Moderne ist dies so nicht gegeben (vgl. Schroer 2006; Willems 1999; Burkart 2006). Zumindest nicht in der Masse der Bevölkerung, allenfalls in Nischenmilieus oder in Enklaven des Individualismus. Der Mensch der Moderne ist nun ausgezeichnet durch etwas, das ihm zutiefst selbstverständlich und nachgerade unverbrüchlich erscheint: Er betrachtet sich als Individuum. Diese Grundüberzeugung hat sich zu einer Art Alltagsanthropologie des Selbst entwickelt. Sie findet sich beispielsweise in der verbreiteten Sprechformel: „Wir sind doch alle Individuen, und deshalb ...“. Wer dies in Zweifel stellt oder forscht um nähere Erläuterung bittet, erntet rasch Unverständnis oder gar Empörung.

So mutet es an, als lasse sich der Mensch Vieles nehmen, nicht aber seine Individualität. Sie scheint ihm zur Instanz der Letztversicherung in einer Welt des Kontingenten, der Flüchtigkeit und der raschen Wechsel geworden zu sein. Zumindest zu einem wertvollen Gut, das auch bei Nichtstun als symbolische Ressource des Selbstdaseins verfügbar ist. Sie rückversichert nach innen und außen, dass man auch im Fall dauerhaften Lebensscheiterns noch immer jemand ‚ist‘, wenn auch nur ein scheiterndes Individuum. In der Coachingbranche und in entsprechenden Ratgebern etabliert sich sogar die Maxime des ‚erfolgreichen Scheiterns‘. Begleitend hat sich ein immenser, häufig semiprofessioneller Expertise-Apparat ausgedehnt, der sich dazu mit vielfältigen Erklärungs- und Therapieangeboten andient und oftmals darauf bedacht ist, den äußeren Coach in den ‚inneren Coach‘ zu überführen. In diesem Selbstcoaching soll dann ein auch ‚fühlbares Wissen‘ für die eigene Individualität erzeugt werden. Unter der Voraussetzung eines nun stärker ich-verankerten Weltbezuges (Schulze 1992) werden in der Moderne neue Praktiken der Selbstvergewisserung erforderlich. Das moderne Selbst erhält die Form einer dauerreflexiven, sich stets selbst beobachtenden Größe. Es fehlt aber noch ein Fixpunkt, der diese Praktiken auch empirisch nachvollziehbar machen lässt. Diese Stelle füllt der Blick auf Selbstthematierungen. Mit Selbstthematierungen wird eine Praxisform verfügbar, die nicht nur die Art und Weise reflexiver Arbeit an sich selbst beobachtbar macht, sondern auch Fragen stellen lässt, wie diese Arbeit gesellschaftlich vermittelt ist.

Selbstthematierung setzt den reflexiven und biografisierenden Bezug auf ein individuelles Ich und dessen individuelle Geschichte voraus. Sie ist darin ein wesentliches Merkmal der jedenfalls westlichen Gegenwartsmoderne, in der die ausgedehnte Reflexion in Bezug auf das eigene Ich als Ausdruck des modernen

Zivilisierung bei Norbert Elias, die Psychologisierung und ‚Verinnerlichung‘ der Welt bei Georg Simmel, wie auch verschiedene Versuche, Zwischenepochen der Moderne zu konzipieren, etwa bei Ulrich Beck (vgl. Abschnitt 2.3).

Individualismus aufgefasst werden kann (vgl. Burkart 2006). Dieser verlangt den Einzelnen kontinuierlich Selbstbeobachtung wie auch ‚Selbst-Bearbeitung‘ ab: Ob es dabei um Anpassungsleistungen an neoliberale Anrufungen des Arbeitsmarktes geht, um Selbstinszenierung in sozialen Netzwerken, um die Suche nach Echtheit in der Liebe oder anderes – Selbstthematizierungen bieten einen gerade für die Mikrosoziologie fruchtbaren Schlüssel, auch empirisch nachzuvollziehen, wie die Einzelnen nach gültigen Kriterien der Selbstzuschreibung suchen und wie diese Suche eine kulturelle Handschrift besitzt.

Selbst-Narrative finden sich überall dort, wo sich die Einzelnen aufgefordert fühlen, eine Identität zu proklamieren, zu verstehen, zu erklären oder zu verteidigen. Suchstrategien für die gesellschaftliche Verortung moderner Selbstthematizierung können beispielsweise gerichtet sein auf klassen-, milieu- oder generationsspezifische Erfahrungsmuster oder auf den Umgang mit geschlechtlichen Subjektpositionen. Muster der Selbstthematizierung können geprägt sein von Traumata und Krisenerlebnissen, von Krankheit, Sterben und Zahllosem mehr. Auch Bereiche wie Arbeit, Politik, Migration, Körper, Alter, Religion sind lediglich Beispiele für Felder, in denen Selbstthematizierung stattfindet und wo Ausgangspunkte für die sozialwissenschaftliche Beschäftigung damit liegen können.

1.2 Funktionen und Dimensionen moderner Selbstthematizierung

Bei der Entwicklung heutiger Formen der Selbstthematizierung hat der Prozess der Individualisierung deutlich Spuren hinterlassen. Nicht alles ist jedoch eine Erfindung der jüngeren Geschichte oder auch nur der Moderne. Die institutionalisierte Beschäftigung mit sich selbst bildete sich zwar bereits in der Antike aus, etwa in den Maximen: „Erkenne Dich selbst!“ und „Achte auf Dich Selbst!“ (vgl. auch Foucault 1989). Etabliert hat sich Selbstthematizierung in ihrer individualistischen Ausprägung jedoch erst mit dem Übergang zur Moderne und vor allem zur jüngeren Gegenwart. Selbsterkenntnis in der Vormoderne ist meist verwoben mit religiösen Kontexten und die Identität des Menschen wird – im (All-)Gemeinen, das heißt für die breiten Bevölkerungsschichten – aus Kollektivbezügen wie Stand, Beruf, Konfession, Klassenzuweisung oder Familie abgeleitet. Sie findet deutlich Ein- und Unterordnung in politische und religiöse Abhängigkeiten und sie ist vergleichsweise fest, starr und stabil. Sie ist, außer im Fall von Abweichungen, überwiegend ‚unproblematisch‘ und unterliegt vergleichsweise wenig Krisen (Schroer 2006; 2001).

Wo die Sozialvorgaben für die Stellung der Einzelnen in der Gesellschaft nicht mehr klar vorgegeben sind, entsteht Selbstthematizierung in ihrer heutigen, individualisierten Ausformung. Mit der Ausbildung des Autonomiewillens

im Bürgertum, ihrem Wirtschaftsliberalismus, dem Drang nach Selbstbestimmung und Selbstverwaltung, den Marktrechten, dem Bürgerrecht als Standesrecht und daraus hervorgehenden Stilen der Lebensführung breitet sich Individualismus seit dem 18. Jahrhundert schubförmig auch als Denk- bzw. Selbstkonzept der Einzelnen in der Gesellschaft aus. Damit einher gehen soziale Ordnungsvorstellungen, worin die Einzelnen als freie und unabhängige Akteure in den Mittelpunkt rücken. Das Ich wird zur Autorenschaft der Selbsterzählung und zum eigenen Erlebnis- und Erzählzentrum. An diesem emphatischen Begriff von Autonomie hat sich bekanntlich Kritik entzündet, vor allem aus der Feder von Theorieansätzen zur Postmoderne (vgl. Abschnitt 7.7).

In diesem Verständnis besitzt der Begriff Selbstthematizierung beinahe einen trivialen Anstrich. Denn kaum etwas scheint so selbstverständlich und alltäglich, als sich selbst zu thematisieren. Selbstthematizierung ist gewissermaßen der Normalfall der Moderne. Ihre Austragungsfelder sind unzählig: Ob in den sozialen Medien, auf Facebook, Twitter, am Tisch mit der Familie, im Bewerbungsgespräch, bei der Agentur für Arbeit, beim Selfiemachen, im biografischen Interview und bei vielem anderem. Zwar ist dies ganz gewöhnlich, deshalb aber nicht trivial. Denn *wie* sich die Einzelnen in der Thematisierung ihrer selbst hervorbringen, bietet ein facettenreiches Terrain zur Untersuchung von Selbstverhältnissen in der Gegenwart (vgl. eingehend Kapitel 2).

Selbstthematizierung in ihrer modernen Ausformung schließt mit ein, dass kein Individuum ein anderes in der Weise erzählen könnte, wie es dies in Bezug auf sich selbst vermag. Wie sollte es auch, es ist ja ein ‚Anderer‘, also ein anderes Individuum. Diese Überzeugung ist eine moderne Überzeugung, sie ist gewissermaßen eine Erfindung der Moderne. Die Vormoderne kannte diese Überzeugung nicht in dieser Dramatik. Dies betrifft die breiten Bevölkerungsschichten, nicht aber jene von alltäglicher Existenzangst und Arbeitslast entbundenen, bereits früher von Individualisierungstendenzen geprägten Milieus. In der Vormoderne hingegen verorten sich die Einzelnen stärker in Kollektivbezügen. Sie leiten ein Selbst primär institutionell ab, die Identität speist sich vor allem aus Kollektivzugehörigkeiten. Etwa aus der Zugehörigkeit zum Berufsstand, aus dem Familienverband, der lokalen Herkunft oder aus dem religiösen Kontext. Auch hier existierten soziale Differenzen zwischen den Einzelnen. Ebenso wie in anderen Epochen war die Gesellschaft der Vormoderne keine amorphe Masse. Es gab jedoch keine permanenten sozialen Anlässe für ausgiebige Selbstthematizierungen.

Für die Magd und den Knecht in der häufig miserablen Situation anderer Knechte und Mägde machte es keinen großen Unterschied, ob die anderen ein Jahr älter oder jünger waren oder die Arbeitskleidung zwei Risse mehr hatte als die derjenigen an der Seite. Die ungefähr gleichen Nöte und Zwänge des Kleinbauers unterschieden sich nicht groß von denen des benachbarten Kleinbauers. Nicht einmal in der Namensgebung von Menschen herrschten große Differen-